

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Weltbegebenheiten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



### Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1894 bis zum Juni 1895.

### Deutschland.



Es sind jetzt 25 Jahre her, seit der große heilige Krieg begonnen wurde, welcher die Einigung Deutschlands zustande brachte. Noch fließen manche Thränen in manchem deutschen Hause, wenn an jene ruhmvolle, aber auch opferreiche Zeit gedacht wird. Doch gottlob, es ist das viele Blut doch nicht, wie früher so oft, vergeblich geflossen! Ihr trocknet gern eure Thränen, ihr deutschen Mütter und Frauen und Bräute und Kinder und Geschwister, denn ihr wißt, daß nun einmal, wie es in der Welt geht, nichts Großes und Segensreiches geboren werden kann ohne Schmerzen, Angst und Thränen. Sie gedachten

es ja so böse zu machen, und Gott hat es gut gemacht. Manche und zwar die Verständigsten, werden auch öfters mit Sorgen in die weitere Zukunft schauen und fragen, ob denn das Erreichte bei unserer unseligen deutschen Zwietracht nicht noch einmal sollte in Gefahr kommen. Nur Mut! Hätte es nicht sein sollen, so wäre Deutschland nicht einig und groß geworden. Was aber unser Herrgott mit so großen und sichtbaren Zeichen thut, das kann nicht bloß zum Späß gethan sein, damit es bald

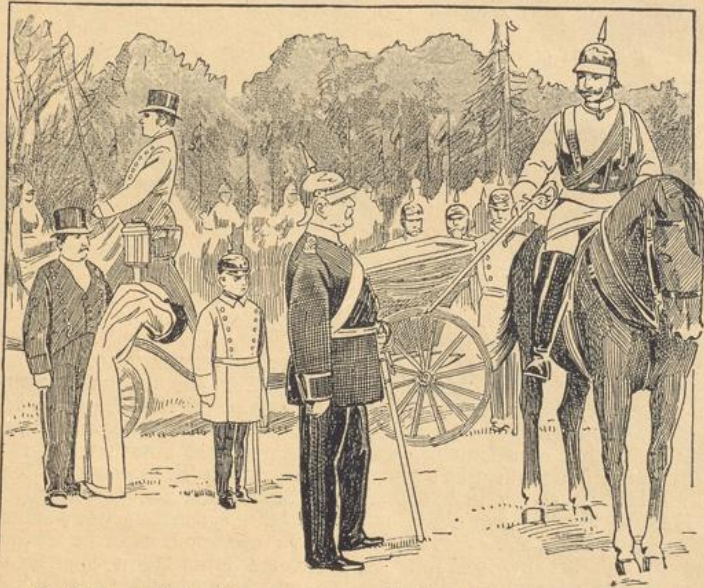
wieder zerfalle. Wir haben doch hoffentlich aus den ersten Lehren endlich einmal auch etwas gelernt. Und da der Hinkende an dem Thema ist, so will er auch gleich zu seiner und aller guten Deutschen Erbauung den Mann voranstellen, dem wir unsere Freude am neuen deutschen Reich am meisten verdanken und den gewisse Leute daher auch am meisten hassen:

#### Fürst Bismarck.

Sonst zwar werden im Kalender nur die Großmächte

oder Länder oder, wenn's ganz hoch kommt, die Potentaten mit besonderen Zeilen hervorgehoben, und sie bilden sich etwas darauf ein. Diesmal aber soll auch der Schöpfer des Deutschen Reiches vom Hinkenden als Großmacht und Großpotentat geehrt werden. Hat ihn nicht der Kaiser fast wie seinesgleichen behandelt? Der Hinkende kann ihn zwar nicht als Hinkenden behandeln, was zwar immerhin schon etwas wäre. Aber der Hinkende kann ihn gleichfalls königlich ehren und er thut's nachträglich als Dreingabe zum 1. April, wo der Hinkende nicht in Friedrichsruh sein konnte, sondern daheimbleiben mußte, um Kalender zu schreiben und das Wetter auf Ostern in Ordnung zu bringen, was ihm auch gut gelungen ist.

Fürst Bismarck hat ein ereignisreiches Jahr hinter sich, reich an Freuden wie an Schmerz. Was die Freuden angeht, so braucht man ja nur an seinen achtzigsten Geburtstag zu denken. Es giebt eigentlich nichts mehr, was dem großen Alten Freude machen könnte und was nicht geschehen ist — abgesehen natürlich von den boshaften und närrischen Ränzen. Der Kaiser gratulierte schon am 26. März mit dem Kronprinzen persönlich an der Spitze einer Abteilung des Heeres und überreichte dem Fürsten einen kostbaren Ehrenregen. Auch unser verehrter Großherzog stellte sich ein, die übrigen deutschen Fürsten wünschten wenigstens brieflich oder durch Abgesandte Glück. Nur Neuch ä. L. fehlte. Bismarck und Deutschland werden es sehr bedauern haben, daß diese Großmacht dem Reichskanzler ihre Achtung immer noch verweigert. Und erst am 1. April selbst, da war's



Der Kaiser gratulierte mit dem Kronprinzen persönlich und überreichte dem Fürsten einen kostbaren Ehrenregen.

in Friedrichsruh wie an einem Wallfahrtsort am Tage der Heiligen. Etwa 6000 Studenten, eine Abordnung der Professoren, die Hamburger Bürgergesellschaft, ein zahlloses Heer von Abgesandten und Besuchern kam leuchtendenAuges angezogen und lauschte den Worten des ehrwürdigen Mannes. Die Zahl der Geschenke, Briefe und Telegramme war wie Sand am Meere. Es fanden sich sehr wertvolle darunter, manchen aber gab ihren Wert nicht das Gold oder Silber, das oder die Neuere und Dankbarkeit, in welcher sie gegeben wurden. Ist es nicht rührend, wenn ein altes Mütterchen „ihm“ ein halbes Duzend warme wollene Socken strickt oder ein trefflicher Metzger mit nerviger Faust „ihm“ eine zwei Meter lange Würst füllt? Oder wenn ein bayrischer Brauer, da er weiß, daß Bismarck das Bier gern trinkt, ihm einen Stoff braut, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat? Oder wenn der Bäcker eine



Bretzel backt, so fein, wie er es dem eigenen Vater nicht thäte? So viel Eier und Zucker und Rosinen drin! Seinem Bismarck zur Verehrung thut er's. Die Schneider schickten Röcke und Hosen, die Kürschner Pelzwaren, die Hutmacher Schlapphüte von Quadratmeter Flächeninhalt. Mancher biedere Meister hat geschwitzigt, um das Herrliche zu Stand zu bringen, das die Kunst und Wissenschaft seines Berufes liefert; das will er dann dem Manne schenken, und der wird seine meiste Freude haben gerade an dem Geschenk. Denn giebt es unterm Mond etwas Wichtigeres und Wertvolleres als einen Hut, denkt der Hutmacher? Zumal wenn man eine Glase hat? Item, es war eine Wonne, den Strom der Dankbarkeit, Liebe und Verehrung rauschen zu hören, der durch das deutsche Volk ging, und sich gleichfalls in diesen Strom einzutauchen, von ihm sich treiben zu lassen. Es gab kaum einen Winkel in Deutschland — abgesehen von ganz verhetzten, vernagelten, verriegelten, verbohrt, ultramontanen Nestern —, wo nicht von einzelnen oder Vereinen des Tages festlich gedacht wurde. Tief in Asien und in Afrika drinnen tönten die Becher, leuchteten die Freudenfeuer, die Amerikaner vollends jubelten in vollen Tönen. Der Kaiser ordnete Besetzung der öffentlichen Gebäude, Anstalt der Schulen oder Schulfeiern an. Die Einzelstaaten folgten meistens diesem Beispiel und manche Gemeinden gaben den Kindern zum Andenken einen Weden. So haben auch die Kleinsten, die die Verdienste Bismarcks noch nicht zu schätzen wissen, doch Gelegenheit gehabt, eine Liebe zu ihm zu fassen, da er ihnen einen freien Tag und einen Weden verschaffte. Der Hinkende wäre, als er noch am ABC studierte, für einen solchen großen Mann ohne weiteres durchs Feuer gegangen.

Doch halt! Wo blieb denn bei der ganzen großen Feier der Reichstag? Der Reichstag, den doch Bismarck geschaffen, den er durch Verleihung des allgemeinen Stimmrechts möglich machte, in dem er so lange wirkte, in dem ein guter Teil seiner Thätigkeit und seines Argers sich abspielte? Der durch ihn allein ein wenig populär, ja zeitweise sogar interessant wurde? Reichstag, das Kind Bismarcks, wo bist du? Er kam nicht. Die Mehrzahl der Herren hatte beschlossen, doch lieber dem großen Manne nicht zu gratulieren. Weshalb nicht? Er hatte sie manchmal geärgert. Wodurch? Durch allerhand, vornehmlich aber — will der Hinkende verraten —, weil er die Freiheit beging, in der That geschickter, geistreicher, witziger, erfolgreicher, ruhmvoller, kurz größer zu sein als alle die klugen Herren, größer, wie der Straßburger Münsterturm größer ist als der Kirchturm von Pegelsdorf. Wie aber kann sich einer unterstehen größer zu sein als der allergrößte Eugen Richter? Hinunter mit dem Erhabenen in den Dreck, er sei gleich uns! Das ist die Meinung vieler, und diese bilden die Mehrzahl im Reichstag. Wer hat da nicht die Faust geballt und hat sich geschämt, ein Deutscher zu sein und diese Versammlung Vertretung des deutschen Volkes nennen zu müssen? Der langjährige Präsident von Levekov bekam nach der Abstimmung samt seinem liberalen Kollegen im Präsidium einen Abscheu vor der Herde, die er so lange geweidet hatte; er dankte für die Ehre, einem solchen Reichstag vorzustehen, und legte sein Amt nieder. Da überhaupt kein Konservativer oder Liberaler mehr von diesem Amt etwas wissen wollte, so teilten sich in die Präsidien die teuren Brüder, Ultramontane und Freisinnige. Erster Präsident wurde der ultramontane Frhr. v. Buol. Wenn im Augenblick nach der Abstimmung

eine Kompanie Grenadiere im Sitzungssaal aufmarschiert wäre und hätte die ganze Versammlung zum Kuckuck gejagt, so hätte jeder anständige Mensch gesagt: „Geschieht euch recht! Ihr habt dem deutschen Namen Schande anstatt Ehre gemacht; hinaus mit euch!“ Der Reichstag hatte schon lange nicht mehr viel Ansehen im Volk, besonders im Bauernstand. Seitdem Bismarck weg ist, verlor er noch mehr. Seit der Abstimmung über die Bismarckdehnung ist er ganz drunter durch. Man muß nur hören, welche Reden im Volk gehn. Ein alter Bauersmann sagte zum Entenden: Früher war's so: der Bauer hat geschafft, und die Regierung hat geregert. Jetzt will der Bauer bald nimmer schaffen und die Regierung soll nimmer regieren dürfen. Zu was brauchen wir den Reichstag? Was Geschicktes hat er noch nicht von selber gemacht, wenn nicht der Bismarck es angab, wohl aber viel Dummes. Der Hinkende ist zwar der Meinung nicht, daß wir keinen Reichstag brauchen, er hält ihn sogar für notwendig und unentbehrlich; aber einen etwas klügeren und volkstümlicheren und vaterländischeren Reichstag könnten wir brauchen. Kommt der nicht, so geht mit der Zeit das Ansehen der deutschen Volksvertretung rettungslos zugrunde.

Auch der Berliner Stadtverordnetenversammlung wollen wir erwähnen, dieser Krähwinkler, dieser Schildbürger. Nämlich obgleich Bismarck Ehrenbürger von Berlin ist, obgleich er die Stadt zur Reichshauptstadt, zu einer Weltstadt ersten Ranges gemacht hat, verweigerten ihm die Krähwinkler den Glückwunsch. O ihr Kamele, möchte man sagen! Leider haben sie geheim abstimmen lassen, damit man die Herren nicht notieren kann, welche die Dummheit begingen. Dagegen die Abstimmung im Reichstag war öffentlich. Gegen den Glückwunsch, also gegen den Gründer des Deutschen Reiches, stimmte der ganze Verein der süßen Brüder, die Ultramontanen, die Freisinnigen der Richterischen Gesellschaft, die Sozialdemokraten, die Poladen, die Welfen und was noch so Spezel sind. Schön war, daß Herr Ridert und seine Schar nicht mit den süßen Brüdern ging. Darum sei ihm vergeben ein jegliches unnütze Wort, das er je geredet hat, und das will viel sagen. Dagegen der Vertreter unserer badischen Landeshauptstadt, der größte Politikus in Lörrach, Thunringen, Tüllingen und Umgebung, Markus Pflüger, sagte Nein. Offen gestanden: Habt ihr ihm etwas Klügeres zugebraut? Nein. Ja, warum habt ihr ihn denn gewählt, da sie ihn im eigenen Wahlkreis nicht mehr mögen? Muß auch noch die badische Hauptstadt in die Blamage hineingezogen werden! — Ubrigens soll hierbei folgendes bemerkt werden: Die Ultramontanen und ihre roten Brüder werfen den Bismarckverehrer vor, daß diese ja vor Jahren, als Bismarck in Ungnade war, dessen Geburtstag sehr geräuschlos gefeiert hätten, daß sie überhaupt, wenn sie Spektakel machen wollten, dieses am besten hätten thun können, als er entlassen wurde. Aber damals wollte sich kein Lüftchen regen. Leider haben, was das erstere betrifft, die Gegner recht. Der Hinkende kennt mehr als eine Stadt, deren Bürgerschaft vor Jahr und Tag, als Bismarck entlassen war, dessen Geburtstag wie früher feiern wollte. Aber weder Bürgermeister noch Beamte noch sonstige „Herren“ waren dafür zu haben. „Anstoß nach oben“ murrmelten sie, schauten vorsichtig um sich, zuckten die Achseln und gingen davon. Ihr Schlafhauben von Bürgern! Wenn eure Herren zu feig waren, weshalb habt ihr nicht ohne sie euren Helden gefeiert? Jetzt geschieht es euch ganz recht, wenn die Feinde des Kanzlers eure Begeisterung,



so echt sie auch ist, doch auslachen. Den Sinkenden lachen sie nicht aus, denn er hat sich seinerzeit nicht irren machen lassen und ist weidlich über die feigen Wadenstrümpfer hergezogen. Was aber die Entlassung Bismarcks angeht, so weiß heute noch kein Mensch genau, wie es zugeht. Und so lange man nichts weiß, so lange kann oder sollte man auch nichts sagen. Ohne Grund hat Kaiser Wilhelm auch nicht gehandelt, das Vertrauen dürfen wir haben. Also warten, bis wir etwas wissen.

Auch im übrigen genießt Bismarck die Liebe des deutschen Volkes in reichstem Maße. Auf seiner Einsiedelei im Sachsenwalde wird er allmählich zu einer Art von Nationalheiligen, zu dem Tausende wallfahrten gehen, um sich predigen, ermahnen, trösten zu lassen. Besonders bemerkenswert waren im September 1894 diezüge der Posener und Preußen, welche kamen, um vor dem großen Staatsmann zu protestieren gegen die Übergriffe der Polen und die Schlappheit der preussischen Behörden, die in ihrer

Herzensangst sich von den Polacken alles gefallen ließen, so daß eigentlich nicht der Oberpräsident, sondern der Erzbischof von Stalenski das Land regierte. Da hat dem Bismarck gewaltig ausgeholfen und aus dem unermeßlichen Schatz seiner Erfahrungen goldene staatsmännliche Weisheit nach oben und unten leuchten lassen. — Aber auch ein schweres Unglück hat im vergangenen Jahr der greise Fürst erlebt. Am 27. November 1894 starb seine Gemahlin Johanna geb. v. Puttkamer im Alter von über 70 Jahren. Was wir dieser Frau verdanken, die ihr ganzes Leben ihrem Manne allein geopfert hat, die ihn uns so lange erhalten hat, das weiß nur er allein. Und er ist ihr stets treu und dankbar gewesen; er hat sie innig geliebt und hoch geachtet, obgleich sie keine glänzende Erscheinung war. Sie gehörte nicht zu den Weibern, die am Hofe Furore machen. Sie war eine deutsche Hausfrau, die sorgsame Gattin eines vielgeplagten, vielgeärgerten, oft schwerkranken, tief nervösen Mannes; sie suchte ihre Ehre darin, ihm alle Steinchen aus dem Wege zu räumen, die ihn ärgern könnten, und ihm im Familienleben eine friedliche Bucht voll Erquickung und Erholung zu schaffen. Wäre sie nicht gewesen, so hätte Bismarck vielleicht auch nicht vollführt, was er gethan hat. Die deutschen Frauen sollten ihr Grab schmücken und ihren Tugenden nachfolgen. Damit nehmen wir vom Fürsten Abschied. Gott gebe ihm noch manches Jahr in Gesundheit und Kraft. Der Sinkende meint, wenn der alte Held nur noch lebe, auch nicht mehr im Amt sei, so stehe es gut um Deutschland trotz Reichstag, trotz der schwarzen Brüderschar.

Das Deutsche Reich hat schon wieder einen neuen Kanzler. Nämlich Mitte

Oktober entstand ein Streit zwischen dem Grafen Caprivi und dem Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg wegen der Umsturzvorlage. Dieser Streit setzte sich sogar in der Presse fort zwischen den Herren, so sagte man wenigstens. Der Kaiser, der nicht lange sadelt, schaffte Ruhe, indem er die feindlichen Brüder alle beide entließ. Caprivi hat den Kanzlerposten 4 Jahre und 7 Monate inne gehabt. Ob seine Regierung von Segen war, kann man noch nicht sagen. Erst muß die Wirkung der Handelsverträge vollends abgewartet werden. Bisher ist sie nicht gerade glückverheißend. Nachfolger Caprivis wurde Fürst Othlodwig von Hohenlohe, kaiserlicher Statthalter im Elsaß, geb. 1819. Er bringt in sein schweres Amt das, was dem General von Caprivi seiner Zeit offenbar fehlte: Eine große Erfahrung als Landwirt, Beamter, Diplomat und Politiker. Bekanntlich wurde er 1866 Ministerpräsident in Bayern, von wo aus er vor der Eröffnung des vatikanischen Konzils die Regierungen zum Einschreiten veranlassen wollte, er war der einzige unter dendenmaligen Staatsmännern, der erkannte, wie gefährlich es für den Staat sei, wenn die ganze römische Weltkirche mit ihrem unfaßbaren Reichtum und ihren Machtmitteln — politischen wie geistlichen — in die unumschränkte Gewalt des Papstes, d. h. der Jesuiten käme. Es hat aber niemand auf den Fürsten gehört und er nahm März 1870 seine Entlassung. Dem Reichstage gehörte er als 1. Vicepräsident an, im diplomatischen Dienste leistete er Hervorragendes als Gesandter in London und Paris. Man darf erwarten, daß Hohenlohe beson-

ders dem Ausland gegenüber etwas fester und selbstbewusster auftreten wird als der allzuliebenswürdige Caprivi, der im Inland so auch im Ausland nichts als Komplimente machte, wobei er freilich schändlich über's Ohr gehauen wurde. Alles Ding will eben gelernt sein, Wurstmachen so gut wie Ministerpräsident oder Reichskanzler sein. Und Fürst Hohenlohe könnte es in seinen 76 Jahren wohl gelernt haben. Besonders erfreulich muß auch das genannt werden, daß er zu Bismarck sofort in ein kollegiales Verhältnis trat. Möchten die Herren nur den Rat des Alten von Friedrichruh noch manchmal einholen und beherzigen! — So gingen denn in den letzten 4 Jahren über die politische Bühne 2 Reichskanzler, 15 Minister, 4 Staatssekretäre. Wenn es so weiter geht, kommt noch jeder einmal dran und kann daher jeber bequem warten, bis ihn die Reihe trifft. Man dachte schon, es würde ein kleines Gepurzel geben über der Umsturzvorlage, d. h. über dem Gesetz, welches gemacht werden sollte zur Verhütung sozialistischer und anarchistischer Umtriebe. Das war nun freilich nicht der Fall. Dies Gesetz, das durch die Ungeschicklichkeit der Konservativen



Fürst und Fürstin Bismarck



und noch mehr der Ultramontanen eine geradezu lächerliche Fassung erhalten, die denn auch die Folge hatte, daß es am 11. Mai im Reichstag mit Glanz durchfiel. Eine solche Vorlage nützt überhaupt nichts. Man kann die Religionen wohl vor Beschimpfungen schützen, aber man kann nicht Religiosität erzwingen. Und die Ultramontanen hatten sogar verlangt: Wer das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele oder z. leugnet, wird bestraft. Das ist zuviel, das bringt Mißtrauen gegen die Vorlage auch unter vorurteilslose Menschen. Was uns fehlt, ist nicht eine Umsturz-

vorlage, sondern mehr Menschenverstand in der Gesetzgebung, Rechtsprechung und besonders Erziehung der Jugend. Der schlimmste Umsturz nämlich droht uns nicht durch ein paar verriekte Kerle von Anarchisten, sondern vonseiten der Verrohung unseres Volkes; besonders unsere Jugend wird roh und wild, weil sie zuviel Freiheit hat. Die Polizei ist zu schlaff und die Eltern sind zu schwach. Die Kirche hat man auch so ziemlich aller Zuchtmittel beraubt. Die Folgen sind bereits da. Und dann welche Strafen! Wer des Nachts aus Mutwillen oder Bosheit 100 junge Obstbäume abhaut, welche von sorgfamer und geschickter Hand jahrelang gepflegt waren: was gehört ihm? Wer auf offener Landstraße ein fremdes unbescholtenes Mädchen überfällt wie ein Pavian: was gehört ihm? Wer in der Christenlehre oder im Fortbildungsunterricht gegen Geistliche oder Lehrer die Zunge heraushängt: was gehört ihm? Tausendfach schallt dem Hinkenden die gleiche richtige Antwort entgegen. Aber wehe dem, der einem Herrn Lügen von 15 Jahren eine Ohrfeige giebt! Er wird bestraft wegen „Beleidigung“ des hohen Herrn.

Sämtliche Körperteile, auch der hintere mittlere, sind hochheilig. Wenn der vernünftige Bürgermeister von Weinheim, um einigermaßen Zucht zu halten, einen Fortbildungsschüler hat an die heilige Schattenseite des Daseins tasten lassen, so muß die gesamte Demokratenpresse zetern und lamentieren, denn wir gehen ruffischen Zuständen mit Riesenschritten entgegen. Die Freiheit des Volkes ist geschändet. Reaktion, Reaktion, Erreaktion! Aber was kümmert sich die holde Bengelschaft und Taugenichtszunft um Gefängnisstrafe? Da haben sie es besser als je in ihrem Leben. Unsere Parlamente, Landtage wie Reichstag, würden der Menschheit einen großen Dienst thun, wenn sie für Robheiten energische Strafen feststellen würden, meinnetwegen Einreiben mit ungebrannter Holzasche. Mehr gesunder Menschenverstand, mehr religiöse Zucht, mehr vernünftige Strenge, weniger Phrasengewäsch, dann wird die



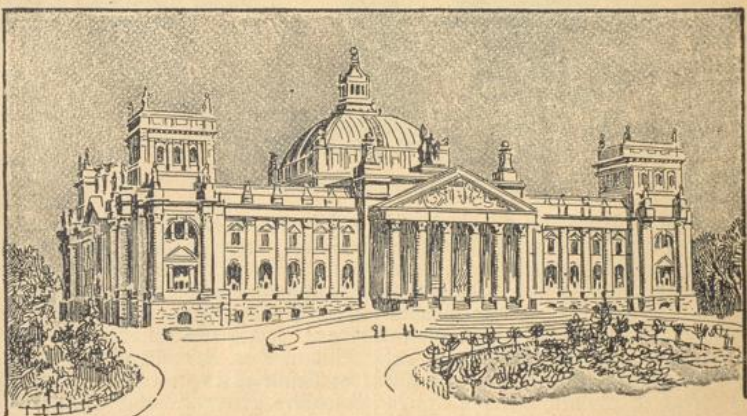
Reichskanzler Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst

Robheit, die zum Anarchismus führt, noch zu bannen sein.

Einen Tag, nachdem die Umsturzvorlage ins Wasser gefallen war, traf die Tabaksteuervorlage dasselbe Schicksal. Die Regierung freilich meinte, die Cigarren würden gar nicht teurer und es würde ebensoviel geraucht werden wie vorher, wenn der Reichstag die Vorlage annehmen und dadurch die Reichseinnahmen um jährlich 10 1/2 Millionen Mark erhöhen wollte. Der Reichstag aber war anderer Ansicht und zur großen Verärgerung der Tabakfabrikanten, Cigarrenhändler und Raucher lehnte er die Vorlage ab.

Der Reichstag sollte sich einmal zu einer wichtigen, wirklich nützlichen und populären That aufraffen. Er wäre es der Nation schuldig. Hat sie ihm nicht ein Haus gebaut, wie kaum ein zweites in der Welt steht? Am 5. Dezember wurde das neue Reichstagsgebäude eröffnet. Es kostet bisher über 22 1/2 Millionen. Was wir doch Geld übrig haben! Da merkt man nichts von der allgemeinen Not. Was sogleich nach der ersten Sitzung im neuen Hause erfolgte, nämlich daß

beim Kaiserhoch die Sozialisten sitzen blieben, sowie der Bismarckbeschluss, zeigte gleich wieder, daß in der Versammlung viele wunderliche Heilige freilich ohne Heiligenschein sitzen. Jetzt fehlt bloß, daß die Mitglieder auch noch hohe Diäten beziehen; dann kann wirklich jeder Deutsche sagen: Mein teurer Reichstag! Der Bauernstand allerdings sieht nicht so aus, als ob noch mehr derartige riesige Luxusausgaben gestattet wären. Die deutsche Landwirtschaft hat ungeheure Verluste gehabt, indem die Frucht fast gar keinen Preis mehr gilt. Zum Teil kostete sie nur die Hälfte von dem früheren. Die



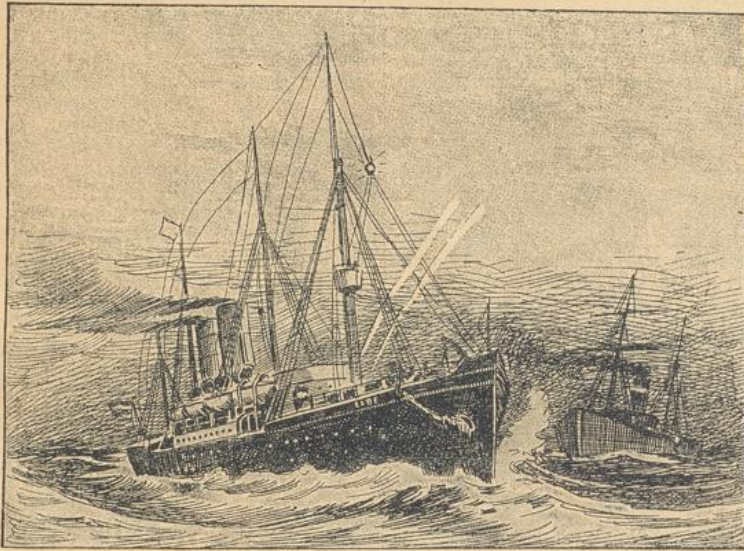
Das neue Reichstagsgebäude.

Bäcker müssen sämtlich Millionäre werden, denn es ist doch unwahr, daß je billiger das Getreide, desto billiger das Brot, und den Zoll müsse der arme Brotkäufer tragen. Die Zwischenhändler und die Bäcker stecken den Profit ein, Bauer aber und Käufer haben den Schaden. Da möchte man gerade aus der Haut fahren, wenigstens die Bauern möchten es, wenn sie nur wüßten, in welche andere Haut sie hineinfahren sollten. Der Hinkende schlägt ihnen eine Gelschaut vor für den Fall, daß sie immer wieder Leute in den Reichstag schicken, welche für sie sorgen wie der Wolf für das Schaf. Soll unser Bauernstand zugrunde gehn? Das wäre allerdings der Wunsch der Sozialdemokraten; aber dann wehe! Ihr Bauern! Ihr seid übel dran, man könnte wirklich meinen, ihr wäret von Gott und der Welt verlassen. Jetzt hütet euch wenigstens vor der größten Dummheit, die ihr nur machen könntet; lasst



euch nicht vom Zorn verführen, freisinnig oder sozialdemokratisch zu wählen. Freisinn oder Demokratie ist der Zwillingsbruder und Associe des Börsenjobber- und Spekulantentums. Habt ihr von dieser Seite schon etwas Heilfames erfahren? Und die Sozialdemokraten haben es schon oft genug ausgesprochen, daß sie stets darauf ausgehn werden, den Bauernstand zu ruinieren, damit die großen Scharen des Landvolkes gleichfalls Sozialisten werden. Wollt ihr, deutsche Bauern, sämtlich in Zukunft Tagelöhner oder gar Vagabunden, Bettler, Heimtöle, Schnapsbrüder werden? Wollt ihr das Gut eurer Väter verschleudern? Wenn nicht, dann hütet euch vor den Sozialdemokraten. Steht unter euch zusammen und

einmal das überflüssige Fremde abhält und zweitens viel Geld einträgt, drittens das Brot nicht teuer macht. Die Industrie soll blühen und gedeihen, aber soviel als möglich auf nationaler Grundlage, der Kaufkraft vor allem des deutschen Volkes entsprechend. Die Landwirtschaft, der Bauernstand jedoch muß gerettet werden, sonst ist alles verloren. Aber wie soll das geschehen, wenn dem Bauern nichts mehr abgekauft wird?



Der Untergang des Lloyd dampfers „Elbe“.

wählt einmal gescheite Bauern in den Reichstag oder wenigstens solche, die Verstand und Herz für euch haben. Laßt euch eure Kandidaten nicht mehr von den Kaplänen anbefehlen, sondern wählet selbst. Der Kaplan soll seinen Mann preisen, ihr lobet und wählet den ewigen. Macht euch von der Kaplanskulte frei. Aber bald, bald muß es anders werden, sonst wird der Bauernstand, aber auch die Regierung und das Deutsche Reich sein graues und blaues Wunder erleben. Was man durch Zusammenstehen erreichen kann, haben z. B. die Sozialdemokraten in Berlin bewiesen im sogenannten Bierkrieg. Weil nämlich einige Brauereien am 1. Mai nicht freigeben wollten, verhängte die sozialdemokratische Parteileitung den Berruf über die betreffenden Geschäfte. Kein Arbeiter durfte mehr von ihrem Bier trinken. Darauf entließen die Brauereien 430 ihrer Arbeiter, aber die Sozialisten gaben nicht nach. Bis zum Neujahr dauerte der Streit, bis endlich der Bierfriede so zustande kam, daß zwar beide Parteien nachgeben mußten, aber doch beide. Wie wäre es, wenn die Bauern einmal zusammenträten und sagten: Wir trinken kein Bier mehr von Brauereien, welche nicht ihre Gerste und ihren Hopfen bei uns kaufen? Sollen wir die galizischen Händler reich machen? Und so wäre noch mancher „Boycott“ möglich d. h. Zwang, hier im Lande einzukaufen. Der beste und vernünftigste Zwang ist freilich ein nicht zu übertriebener Schutz Zoll, welcher

— Das deutsche Volk, ja die ganze Welt hat im Januar ein furchtbares Ereignis beklagt. Am 30., morgens 6 Uhr, lagen die Reisenden und die meisten Mannschaften des Lloyd dampfers „Elbe“ noch behaglich in den Federn und schliefen. Nur die notwendige Bedienung des ungeheuren Fahrzeuges war wach und auf dem Posten. Der Kapitän von Gössel, ein Seemann,



Kapitän von Gössel.

von dem niemand recht wußte, ob und wann er schlafe, stand auf der Kommandobrücke. Da tauchten in der dunklen Nacht die Umrisse eines fremden Dampfers an der Seite der „Elbe“ auf; ehe noch der Kapitän ausweichen konnte, war ihm der Dampfer in die Seite gerannt. Rasch natürlich stürzten die Reisenden herauf aufs Deck; der furchterliche Stoß hatte sie erweckt. Aber es war nicht mehr Zeit und die See zu stürmisch, um die Rettungsarbeiten richtig zu vollführen. Ein Boot sank mit den Insassen, ein zweites stieß vom Schiff ab. Der tapfere Kapitän bestieg das Rettungsboot nicht. Er blieb auf seinem Posten, auf der Kommandobrücke. Aber retten konnte er weder das Schiff noch die Insassen; es sank rasch. Mit 338 Personen fuhr auch der wackere Kapitän hinab in die Tiefe. O was muß das für ein Schrei sein, wenn 338 Menschen das kalte Wasser über das Schiff stuten spüren, wenn sie miteinander den grauigen Ruf der Todesangst ausstoßen! Was mögen die zwei Spießbuben gedacht haben, welche unter dem Haufen waren, als Flüchtlinge, die

wenn dem Bauern nichts mehr abgekauft wird?

Da sammelte ein Herr in 23 Bahnhofwirtschäften 23 Butterbrote. Als er die „Butter“ näher untersuchen ließ, war's auf 16 Broten Kunstbutter, also, Fabrikware statt Bauernware. Und so geht's mit noch vielen Dingen. Auch mit der Weinfälscherei. Das alles sind Nägel am Sarg des Bauernstandes.







Anrecht auf Regentenschaft und Thronfolge glaubt der Graf Ernst zu Lippe-Biesterfeld zu haben, und so ist eine Art Thronstreit entstanden, der nach dem Beschluß des Lippischen Landtags durch das Reichsgericht entschieden werden soll. Das Fürstenthum, welches eigentlich sehr wenig Macht und Herrlichkeit bietet, loct vielleicht nicht so sehr, wohl aber das respectable Einkommen von 20 Millionen, welches der Fürst aus den riesigen Kronomänen hat. Die kleinen Potentaten haben, so lange sie die Macht noch hatten, für ihre Einkünfte nicht übel gesorgt. Die Kronomänen, deren Einkünfte der Fürst genießt, betragen etwa 4 Quadratmeilen, also  $\frac{1}{5}$  des gesamten Ländchens. — Unsere

**Kolonien**

leiden unter dem Schicksal der Kolonien anderer Länder. Es will immer noch nicht ruhig werden. Es kommen allerhand kleine Überraschungen, wie Empörungen und Niedermekelungen von Deutschen vor. Leider hat es sich herausgestellt, daß wir mitunter auch recht saubere Kolonialbeamte haben, z. B. den Kanzler Leist in Kamerun, der

in der Schule die zehn Gebote, zumal das fünfte und sechste, offenbar nur sehr oberflächlich gelernt hat, so daß man sich wundert, daß er so gut um das Strafgesetzbuch herumkommt und nur abgefeuert wurde. Zuerst wollten ihn die Richter ganz glimpflich behandeln, aber die öffentliche Meinung regte sich so stark, daß die zweite Instanz etwas strenger, aber doch noch leise genug,



Die deutsche Schutztruppe im Kampf gegen die Rebellen des Hendrik Witboi.

auftrat. Solche Fälle müssen unerbittlich hart gestraft werden, denn sie schaden der Sache unserer Kolonien im In- und Auslande ungeheuer. Gleich heißt's: So geht's in den deutschen Kolonien her! — Dagegen freut es den Hinkenden, daß ein badischer Landsmann, der Major Leutwein, mit viel Glück und Geschick den Aufstand des Hendrik Witboi in Südafrika gedämpft und den gelben Kerl unterworfen hat.

**Frankreich**

soll diesmal gleich hinter Deutschland kommen, weil es nämlich wirklich den Anschein erweckt, als wolle es sich bessern, wahrhaftig vernünftig werden. Groß ist der Anschein freilich immer noch nicht; aber etwas ist besser als gar nichts. Der Hinkende will erzählen. Am 24. Juni geschah in Lyon eine furchtbare That: Ein verrückter Strolch, ein Anarchist, ermordete den armen, guten Präsidenten Carnot, dieses unschuldige Opferlamm, dessen ganze Regierung nichts war als ein ununterbrochenes Sichgefallenlassenmüssen, ein Dulden und

Schweigen. In seiner Kutsche, auf dem Weg nach dem Theater, mitten in der Menschenmenge, die ihn ehrfürchtvoll begrüßte, wurde der arme Carnot ermordet. Die Aufregung war groß in der ganzen Welt. Das herzlichste Telegramm aber, welches die Witwe erhielt, kam vom Kaiser Wilhelm. Bei der Beerdigung erhielt ferner der französische Minister des Auswärtigen die Nachricht, Kaiser Wilhelm habe, um seine Teilnahme am Schmerz des französischen Volkes anzuzeigen, die in Glatz gefangenen spionierenden französischen Marineoffiziere begnadigt. Allgemeine Rührung, Kaiser Wilhelm wird populär. — Ferner: die Franzosen verloren im letzten Jahr zwei große, berühmte Feldherren, die Marschälle Mac Mahon und Canrobert. Beiden Gegnern des deutschen Heeres von 1870—71 fandte Kaiser Wilhelm einen Kranz auf das Grab, was wieder bemerkt wurde. Im Auftrag des Kaisers schmückte ferner ein deutscher Offizier mit zwei Kränzen die Gräber der Gefallenen von St. Vincent, einen gab er für die toten Deutschen, einen für die Franzosen. Auch beim Tode

Lesseps' stellte sich unser Kaiser unter die Weileidsbezeugenden. Kurz, er läßt keine Gelegenheit vorübergehn, wo er der französischen Nation eine kleine ritterliche Aufmerksamkeit erweisen kann. Das macht aber bei den Galliern schon Eindruck. Wäre nicht der Verlust von Elsch-Votbringen, so könnte über Nacht unser Kaiser zum Helden werden, für den die Pariser schwärmen. Einstweilen

beginnt unter den Hitzköpfen wenigstens der Glaube aufzudämmern, daß Deutschland friedliche Absichten hat, wenn es auch Macht und Wille besitzt, von dem Erregenen nichts herzugeben. Daher wagten es die französischen Künstler, die nächste Berliner Kunstausstellung zu beschicken. Und die französische Regierung hat die Einladung zur Eröffnung des deutschen Nordostsekanals, die im Sommer stattfinden wird, angenommen. Das sind ja selbstverständliche Dinge, aber bei den rappellköpfigen Franzosen muß man auch im Selbstverständlichen froh sein. Wir fürchten uns ja nicht, aber wenn ein Krieg zu vermeiden ist, wäre es Frevel, ihn heraufzuholen. Und wenn es Kaiser Wilhelm gelingt, die Wunde vor dem Ausbrechen zu bewahren, ja gar zum Heilen zu bringen, so ist sein Ruhm in des Volkes und Gottes Augen nicht geringer, als wenn er einen blutigen Krieg gewonnen hätte. Einstweilen müssen wir freilich noch unser Pulver trocken halten und abwarten. Es sind auch noch lange nicht alle Menschen und Parteien in Frankreich so vernünftig, wie wir



es gerne wünschen. Immer noch kann einer mit totem Kriegsgeschrei gegen Deutschland dankbare und andächtige Zuhörer sammeln. So hat z. B. der Kriegsminister Mercier, als er merkte, seine Stellung sei nicht mehr ganz fest, auf einmal wieder die Spionensucht der Franzosen entfacht. Zwei verkommene frühere Lieutenants, die durch ihr unsauberes Leben aufstiegen, wurden zu Spionen gestempelt, ja sogar die deutsche Botschaft in den Blättern als Mittelpunkt der Spionage bezeichnet, harmlose Deutsche angezeigt, verhört, benutzigt. Das Vaterland war in Gefahr und General Mercier unentbehrlich. Leider aber haben sich hiebei die Franzosen wieder einmal gründlich blamiert. Denn während sie nach Preussens suchten, fanden sie einen Hauptmann in ihrem eigenen großen Generalstabe, Dreyfus heißt der Mann, welcher Geheimnisse an eine auswärtige Macht verkauft haben sollte. Der arme Mensch, dessen Schuld sogar nicht einmal sicher erwiesen ist, wurde zur Degradation und lebenslänglicher Haft, da, wo der Pfeffer wächst, in Cayenne, verurteilt. Und — o das Bed! — die Italiener erwischen an der Grenze in San Remo einen wirklichen und leibhaftigen französischen Spion, der sich die italienischen Grenzfestungen ein bißchen zu nahe ansehen will. Die Franzosen sind

also wieder die Ausgelachten. Aus ihrer Spionenviecherei merken wir die Angst heraus, die sie vor den unheimlichen Preussens immer noch haben. Erzählte doch ein französischer Major in einem größeren Blatte, die Preußen hätten in ihren Zeughäusern Bomben, die mit Typhus- und Cholera bacillen gefüllt seien, um auf diese Art die französische Armee im nächsten Krieg wehrunfähig zu machen. Und die guten Nachbarn hätten doch so überaus viel mit sich selbst und mit ihrer Republik zu thun. Die Parteiwirtschaft ist zum Entsetzen. Nachdem in erträglicher Einigkeit als Nachfolger Carnots Herr Casimir-Perier zum Präsidenten gewählt war, ging auch gegen diesen die Hege los. Die gegnerischen Parteien, vor allem die Sozialisten, beleidigten, schmähten, rissen den Mann derart herunter, daß dieser in heller Wut die höchste Würde der Nation den Franzosen vor die Füße warf wie ein schmutziges Handtuch. Er dankte ab, nachdem er sechs Monate im Amt gewesen. Sein Nachfolger ist Felix Faure; früher Gerbergeselle, jetzt vielfacher Millionär, Federsabrikant und Schiffsherr. Ob er lange bleiben wird? Mögen ihm die Götter ein dickes Fell geben und möglichst blinde Augen. Denn in Frankreich kann ein Präsident ohne das nicht leben. Er darf nicht hören, wie sein Name täglich in den Schmutz gezogen wird, und darf nicht sehen, wie die Millionenpiguben stehlen und plündern. Frankreich wird immer noch aufs schamloseste durch die großen Gauner ausgebeutet, und was wirklich einmal an den Tag kommt, wird wohl das geringste sein. Alles geht auf Raub aus. Z. B. fünf große Zeitungen verlangten von einem Armeelieferanten folgendes: Der Armeelieferant hatte durch schlechte Feldkessel die Armee betrogen. Der General Mercier, Kriegsminister, wollte die Ware nicht abnehmen. Geht also die Zeitungsbesteller her und versprechen dem Lieferanten, wenn er ihnen 100000 Franken zahle, wollten sie dem General drohen, ihn durch ihre Leute in der Kammer zu stürzen,

falls er die Feldkesselgeschichte weiter verfolgte. Die Firma zahlte das Geld wirklich, aber wegen der Beute gerieten sich die Diebe in die Haare, die Sache wurde ruckbar, jedoch natürlich — vertuscht. Ferner kamen große Nichterbestechungen, Polizeibestechungen, Wahlfälschungen zu Tage. Resultat: Schweigen. Die Gebrüder Schwab — richtige Franzosen sind das ihrem Namen nach nicht, aber auch wohl kaum Deutsche — hatten in großartigen Betrügereien den besten Helfershelfer an dem Polizeipräfekten Levaillant, eigentlich Levy. Dieser bezog zu seinem amtlichen Einkommen von 80000 Franken u. a. 10% von dem „Gewinn“, den die Gebrüder Schwab machten. Und so geht es weiter. Das ist der Segen der Freiheit, der Republik, der Demokratie. Kein Haar anders wäre es bei uns, wenn wir nicht eine feste monarchische Aufsicht hätten.

In dieser Hinsicht ist leider mit Frankreich nahe verwandt unser Bundesgenosse

### Italien

Auch hier herrscht vollendete Demokratie und Spitzbüberei. Die Betrügereien der Banca Romana lassen das Land noch nicht zur Ruhe kommen. Es ist erwiesen, daß die Betrüger die höchsten Beamten bestachen, die Polizei, die Richter, die Angeordneten, die Senatoren. Sogar der frühere Ministerpräsident Giolitti hat u. a. mitgeholfen, belastende Schriftstücke verschwinden zu lassen. Es lebe die Freiheit! Der König schaut zu; er darf nichts machen, denn wenn er einmal mit scharfem Besen auskehren würde, so wäre dies ein Verbrechen gegen die Volkswräter, d. h. gegen die Spitzbuben des Parlaments und der Presse, die mit ihrem Geld alles beherrschen. Der Parlamentarismus in den romanischen Ländern ist nichts als der organisierte Raub und Diebstahl. Die Großen zwar muß man laufen lassen, aber hier und da hängt man einen Kleinen.



Felix Faure, Präsident der französischen Republik.

Das heißt, was in Italien an Spitzbüberei und Gaunerei klein genannt wird, könnte bei uns noch als ziemlich respektabel gelten. Wurde da in Palermo eine Räuberbande aufgehoben, der nicht weniger als 50 Mordthaten nachgewiesen sind. Einem 13jährigen Knaben öffneten sie — aus Rachsicht gegen die Eltern — die Brust, rissen ihm Herz und Lunge heraus und sägten den Kopf ab. Dazu machten, wie in Frankreich, die Anarchisten allerlei Streiche, wie Mordthaten, Drohungen, Mordanschläge. Auch auf Crispi war einer geplant. Aber der schneidige Alte hat ein scharfes Anarchistengesetz zustande gebracht, mit welchem es wohl möglich ist, etwas zu erreichen. Die Ultramontanen mögen doch dem Hinfenden einmal erklären, wie der Anarchismus möglich ist in dem Lande, wo der heilige Vater wohnt, wo es zahllose Klöster, Bischöfe, Erzbischöfe und Jesuiten gibt? Da sind wir ja im meist protestantischen Deutschland noch bessere Menschen. Oder sollte am Ende, wie im katholischen Frankreich, Spanien und Belgien, gar die Pfaffenwirtschaft fröhlicher oder jetziger Zeit an dem Ubel mitschuldig . . . doch nein, der Gedanke wäre zu frevelhaft, für manche unserer Regierungen unfaßbar. Denen sieht's fest, daß die katholische Kirche der beste, ja einzige Hort gegen den Umsturz sei und daß man daher den offenen und heimlichen Jesuiten und Jesuitenman-



hängern, worunter mancher Geheimerat sein mag, das Best mehr und mehr in die Hand geben muß. Man ist sehr schlau und man ist sehr thöricht. — Weil wir gerade in diesem Spital sind, so wollen wir auch gleich das franke

### Spanien

besuchen. Freiheit, Parlamentarismus: Ein gewisser Don Jose Cobia hat in 6 Jahren 12 Millionen Mark durch Falschmünzerei verdient. Die Zeitungen berichteten über den „Fall“, die Spagen piffen ihn von den Dächern herab. Resultat: Nichts. Einer der höchsten Gerichtsbeamten des Reiches hat nämlich 400000 Mark von dem Schwindler erhalten und dafür darf dieser frei ausgehen. Die Königin drückt beide Augen zu, da das Parlament nichts thut. Warum? darum. Würde die Regierung einschreiten, so wäre dies ein Eingriff in die Volksrechte u. s. w. — Die Spanier haben einen sehr gefährlichen Aufstand auf der Insel Cuba zu bekämpfen. Es wird schwer halten, Ordnung zu schaffen. Zwar ist bereits Marschall Campos dahin abgegangen, aber außer großen Worten und Parlamentspolitik hat er eigentlich noch nicht viel in der Welt geleistet. Zu allem Unglück mußte auch noch das größte und beste — das einzig gute — Kriegsschiff, Reina Regente, in einem Sturm mit ganzer Besatzung untergehen. Auch die Anarchisten regn sich immer wieder, trotz der Klöster, Jesuiten und Missionen. — Auch in

### Österreich,

wo diese heiligen und gegen den Umsturz so außerordentlich nützlichen frommen Einrichtungen überrichlich vorhanden sind, gab es zwei wenigstens geplante politische Mordanschläge, und zwar auf keinen geringeren als auf den ehrwürdigen greisen, guten Kaiser, der das wahrlich nicht verdient hat. In Larnopol (Polen) entdeckte man eine Verschwörung unter den Zöglingen des Lehrerseminars. Die jungen Bürschelein, anstatt sich auf die trockene Wissenschaft vom Beibringen des A-B-C und Cinnaleins vorzubereiten, trachteten darnach, wie sie, 26 an der Zahl, das Königreich Polen wieder zustande brächten. Ehe sie aber den Plan ganz durchberaten hatten, kamen sie der bitterbösen Polizei in die Hände, und Polen wird nun wahrscheinlich doch verloren sein. Die Ungarn wollen auch keinen Frieden. Sie wüthen immer noch gegen deutsches Wesen, besonders deutsche Theater; in der Stadt Debreczin wurde bei Gelegenheit der Koffuthfeier wieder einmal das schöne Lied gelungen, in welchem die Deutschen Hundsfotte genannt werden. Das geschieht wohl, um der deutschen Regierung in Wien und dem deutschen Herrscherhaus einen Dreckeneuß zu bereiten. Die ungarischen Bischöfe sorgen auch dafür, daß der Haß gegen die Regierung nicht ausgeht. Kaiser Franz Joseph hat zwar, was er nicht anders konnte, die Civilehevorlage genehmigt, aber doch hielt es der Vater des Gesetzes, Wexlerle, für gut, den Platz als Premierminister in Budapest zu räumen. Groß wird allerdings die Freude der Bischöfe nicht sein, denn der Nachfolger ist der Protestant und liberale Baron Bauffy. — Allgemein beklagt wurde es, daß der tüchtige, um den Dreibund sehr verdiente Minister des Auswärtigen Graf Kalnoth in Folge eines Zwistes mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Baron Bauffy seinen Abschied nehmen mußte. An seine Stelle trat Graf Goluchowski. — Die Gesamtmonarchie hat leider in dem Erzherzog Albrecht einen hervorragenden Mann, einen ausgezeichneten Feldherrn verloren. Der Sohn des großen Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, ist zwar dereinst ein grimmiger Feind Preußens

gewesen, und noch kurz vor 1870 wollte er ein Bündnis mit Frankreich schließen, um Preußen niederzuwerfen; der Bund wurde freilich durch die vereinigte Kriegserklärung der Franzosen und die ersten erstaunlichen Siege der Deutschen vereitelt. Nach 1870 aber ist Erzherzog Albrecht ein Freund Preußens und später ein Anhänger des Dreibundes geworden.

### Rußland

hat im vergangenen Jahr viel erlebt. Der Kaiser Alexander III. starb nach langer Krankheit an einem Nierenleiden in Livadia in der Krim. Gott gebe ihm die Ruhe, die er auf Erden als Kaiser nie gefunden hat. Ein reicher, mächtiger Mann ist er gewesen, der — über eigene Unterthanen wenigstens — mächtigste unter allen Herrschern Europas. Und doch welch ein armer Mann! Keinen Tag seines Lebens sich'r, ein Gefangener seiner Furcht vor den Mordanschlägen der Nihilisten. Als der Leib des toten Herrn von Livadia in feierlichem Zuge mit der Eisenbahn nach Petersburg gebracht wurde, da hat der Zar seine erste ruhige, angstfreie Fahrt gethan. Die Tausende, die er nach Sibirien in die Eisfelder, in die tödlichen Bergwerke und furchtbaren Gefängnisse geschickt hat — hat schicken müssen, — verfluchen sein Andenken. Wer segnet es? Das Volk antwortet auf, als er starb, denn die gewaltige Hand des finstern Mannes lag schwer auf dem Lande. Alexander III. war ein Mensch von persönlicher Herzensgüte, aber in stetem Mißtrauen gegen eine Umgebung, die allerdings Mißtrauen verdiente, ist er ein Menschenfeind geworden. Er traute niemandem, liebte niemand als seine Familie, der er ein treuer, keuscher Vater und Gatte war. Aus Deutschen in und außer Rußland hat er nie Gutes gewünscht und gethan. Das deutsche blühende Wesen in den Ostseestaaten suchte er mit brutaler Hand auszu-rotten; es ist ihm nur zu gut gelungen. Dem Deutschen Reiche war er Feind. Im Jahre 1887 hatte er schon den Krieg gegen uns beschlossen, aber der Kriegs- und der Marineminister erklärten, die Streitmacht Rußlands sei nicht kriegsbereit. Wären damals leichtsinnige Minister dagewesen, wie es deren 1870 in Frankreich gab, so wäre ein Krieg heraufgezogen, gegen den der von 1870 leicht genannt werden könnte. Denn in Frankreich wären die Gewehre von selbst losgegangen. Welche Sorgen mögen damals, ohne daß wir es wußten, auf dem Haupt Kaiser Wilhelms und Bismarcks gelastet haben! Und da schreien unsere Advokaten und Demokraten gegen den Militarismus, obgleich sie keine Ahnung von den furchtbaren Gefahren haben, die im Hintergrunde sich so manchmal zusammenziehen. Hätte der Zar 1887 auch nur im geringsten glauben können, unsere Armee stehe nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe, so wäre ein Krieg ohnegleichen entbrannt. — Ob der neue Kaiser Nikolaus II. dem Deutschen Reiche freundlicher gesinnt ist, wird die Zeit lehren. Anfangs setzte man auf ihn größere Hoffnungen, weil er sich den Anschein gab, als ob er die härtesten Maßregeln seines Vaters verurteile. Hat er doch sogar den fanatischen Pobedonoszew, den orthodoxen Deutschen-, Protestantens-, Juden- und Katholikenverfolger, kaltgestellt. Gebildete Russen ließen hoffnungsfreudig sogar ihren Lieblingswunsch nach einer Verfassung laut werden. Aber der junge Zar wies sie schroff ab, er will keine unbeschränkte Herrschergewalt nicht aufgeben. Mag ja sein, daß Rußland ohne diese überhaupt nicht regiert werden kann. Einmal hatte man den Versuch gemacht, wenigstens teilweise, in kleineren Kreisen, die Selbstregierung einzuführen, aber man erntete schlimme Erfahrungen.



Die Selbstregierer bestahen das Volk und den Staat noch viel ärger als die Beamten. Seit 26. November ist Zar Nikolaus verheiratet mit Prinzessin Alix von Hessen. Natürlich hat die deutsche Fürstentochter aus dem Stamme des großen Landgrafen Philipp von Hessen auch wieder ihren Glauben wechseln müssen. Allerdings that sie es nur nach langer und starker Weigerung. Auch hat sie es durchgesetzt, daß sie nicht ihren Glauben verdammen oder abschwören, sondern bloß erklären mußte, die orthodoxe Religion annehmen zu wollen. Aber wo sind denn die Hopprediger, die Gelehrten und Einfluß bei ihren fürstlichen Beichtkindern? Weshalb müssen bloß die evangelischen Prinzessinnen übertreten, während die russischen und katholischen ihre Religion beibehalten? Weshalb mußte wieder ein deutsches Fürstentum ins goldene gefährliche Gefängnis zu Petersburg einziehen? Hat man nicht in den letzten Zeiten oft genug gesehen, wie die Russen uns Deutsche hassen und verachten? Die Höfe geben unserm Volk kein rühmliches Beispiel. Hier wäre eine bessere Gelegenheit, für Glauben und Religion Zeugnis abzulegen als durch Begünstigung einer fanatischen Orthodoxie und Entfaltung der Apostolikumsfahne. — Ende Januar starb der langjährige Leiter der auswärtigen Politik, der Minister von Giers. Ihn und seiner Freundschaft mit Bismarck verdanken wir nicht zuletzt die Erhaltung des Friedens. Sein Nachfolger ist Fürst Lohandow, dem man gleichfalls friedliche Gesinnungen zuschreibt. Der große frühere russische Finanzminister Wychnegradskij ist, außer Dienst, gestorben. Auch sein Nachfolger Witte versteht das Geldmachen. Er benutzte — echt russisch — die allgemeine Weltverwirrung beim Tode des Zaren, um eine neue Anleihe von 400 Millionen anzubringen. Es meldeten sich sovieler Leute, die übriges Geld besitzen, daß die Anleihe in Frankreich allein 60 mal überzeichnet wurde; in Berlin 10 mal, in Petersburg selbst nur 3 1/2 mal. Die Franzosen haben nun einmal den größten Sparren, ihr Geld nur an Rußland verlieren zu wollen.

### Belgien

soll von seinem König ein eigenartiges Geschenk erhalten. Nämlich König Leopold, der Eigentümer des großen Kongostaats, ist kongomüde. Obgleich er aus seinem Privatvermögen bereits 40 Millionen in den Staat hinein verwendet hat, will er ihn dennoch dem belgischen Vaterland unentgeltlich schenken. Aber die Belgier bestimmen sich noch ein wenig. Sie sagen: wäre die Geschichte viel wert, so . . . dem Hinkenden würde der König mit dem Geschenk keine Freude machen. Ein Kistlein Rauchtobak wäre ihm lieber. — Die

### Engländer

haben in Ägypten manchen Verdruf. Der Khedive kann sich noch nicht drein fassen, die Engländer als Herren im Lande der Pharaonen zu sehen. Es gärt stetig in Ägyptenland. Man erwartete im letzten Jahre bei

Gelegenheit des großen türkischen Festes Ausbrüche des mohammedanischen Hasses. Den Europäern wenigstens war es gar nicht wohl. Ob wirklich, wie England glaubt, Frankreich dahintersteckt? Es wäre nur zu leicht möglich. Vielleicht, da der junge Pharao eine schöne Sklavin geheiratet hat und bereits Vater einer Prinzessin wurde, wird er milder gestimmt werden und sich mehr um seinen Harem kümmern als um die Engländer, zumal da diese gefährliche Herren sind, die kurzes Federlesen machen mit Leuten, die ihnen nicht mehr gehorchen wollen. — Die

### Schweiz

hat, wie wir in Deutschland einen ultramontanen Reichstagspräsidenten, so ein Bundeshaupt von derselben Farbe, den Bundesrat Zemp. Dr. Joseph Zemp gilt übrigens als besonnener Mann, der sich auch die Achtung seiner Gegner zu erwerben gewußt hat. Die Sozialdemokraten machen sich auch in der Schweiz bemerkbar. Im vorigen Jahre erhoben sie die Forderung, das Recht auf Arbeit solle durch die Bundesverfassung anerkannt werden, oder mit andern Worten, der Staat solle jedem unbefähigten Arbeiter eine Anstellung geben. Das hätte natürlich ungeheuer viel Geld gekostet und daher wurde dies Begehren in der Volksabstimmung mit übergroßer Mehrheit verworfen. Viel Staub hat auch der sogenannte Vortugsantrag aufgewirbelt. Nach diesem Antrag sollte der Bund von 1895 an von den Zollenträgnissen zwei Franken für den Kopf der Bevölkerung an die Kantone abgeben. Auch dieser Antrag wurde vom Volk den Bach hinabgeschickt. Dagegen gelangte das Bündholzmonopol, nachdem sich Nationalrat und Ständerat endlich darüber verständigt hatten, zur Einführung.



Das junge russische Kaiserpaar.

### Bulgarien

möchte gern und darf nicht, und das ist stets schmerzlich gewesen. Fürst Ferdinand sucht auf jegliche Weise die Anerkennung vonseiten Rußlands zu erreichen. Hauptsächlich aus diesem Grunde ist der alte Ruffenfeind, der bulgarische Bismarck Stambulow gefallen. Aber Rußland bleibt kalt. Beim Tod des Zaren empfahl sich Fürst Ferdinand dem Nachfolger durch ein feuriges Beileidstelegramm. Die Antwort lautete: „Danke Ihnen verbindlichst“. Auch eine Antwort, aber lieber keine als so eine! Stambulow ist denn über die jetzige bulgarische Politik und den Fürsten sehr erboßt und leert gelegentlich seinen Kropf aus. Sie wollten ihm daher schon gerne an den Kragen, aber sie trauen sich doch nicht recht. Stambulow bleibt immer noch eine Großmacht im Lande.

Wir wären nun so zientlich in Europa herum. Nun noch einen Überblick über den Weltteil, und zwar über etwas, worüber man sonst nicht gerne redet und reden hört, nämlich über — die Schulden. Aus dem Schuldenstand nämlich kann man ersehen, daß die Staaten samt und sonders genug mit sich selbst zu thun hätten, und daß es an der Zeit wäre, ehrlichen Frieden zu schließen und die



Militärlasten endlich einmal zu erleichtern. An Schulden haben Montenegro 2 Millionen, Luxemburg 13 Millionen, Schweiz 52 Millionen, Bulgarien 82 Millionen, Dänemark 209 Millionen, Serbien 263 Millionen, Schweden 444 Millionen, Griechenland 592 Millionen, Rumänien 836 Millionen, Belgien 1740 Millionen, Holland 1845 Millionen, Türkei 2134 Millionen, Portugal 2562 Millionen, Spanien 4830 Millionen, Deutschland (mit den Einzelstaaten) 11052 Millionen, England 13710 Millionen, Rußland 15260 Millionen, Frankreich 25633 Millionen. Frankreich also steht am höchsten, wenn man das noch Höhe nennen will. Das Ganze beträgt 106 Milliarden oder 106 Tausend Millionen. Das Deutsche Reich war bis 1876 schuldenfrei, hat aber in der kurzen Zeit in Pumpen anerkanntswerte Fortschritte gemacht. Die einzige Großmacht, welche ihre Schulden abträgt, ist Nordamerika. Dieser Staat wird deshalb bei den europäischen Finanzministern verächtlich angesehen. Dagegen marschieren natürlich an der Spitze auch der Pumpcivilisation die Franzosen. Wenn ihre Abgeordneten das Geld der Steuerzahler so weiter verschleudern wie bisher, kann es noch gut werden. Der Sinkende zweifelt übrigens, ob der geneigte Leser eine richtige Ahnung hat von der gesamten Schuldenlast Europas. Wenn man die 106 Milliarden in Gold auf einen Haufen legen wollte, so brauchte man 674922 Mann, um es herbeizuschaffen, und jeder müßte 1½ Zentner tragen. Es gäbe 95 Güterzüge voll, was sie nur tragen und ziehen könnten. Im Juliussturm in Spandau liegen 120 Millionen Gold als deutscher Kriegsschatz. Diese 120 Millionen würden kaum 9 Tage als Zinsen der Riesenschuld reichen. Alles gemünzte Geld der Welt würde nur auf 2 Jahre die Zinsen aufbringen. Der König Pumps von Persia, der das Pumpen erfunden haben soll, wie die Studenten sagen, würde wohl mehr Vergnügen darüber empfinden als wir, die die Steuern zu Zinsen für die Riesensummen aufbringen müssen. Es kann wohl nicht so weiter gehn, und doch — wie soll's anders werden? Nur an Rußland und Frankreich hängt die stete Bedrohung des Friedens und deshalb müssen wir in Gottes Namen die teure Wafferrüstung tragen, bis — ja bis wir alle bankrott sind, oder unser Herrgott ein Zeichen und Wunder thut.

Allerdings

### Nordamerika

hat auch nicht gerade, trotz Schuldenabzahlens, die besten Zeiten. Die Arbeitslosigkeit ist groß, so daß die amerikanischen Behörden, um für ihre Arbeiter Verdienst zu sichern, keinen Fremden ins Land lassen, der schon Arbeit zugesagt bekommen hat, der also einem Amerikaner eine Stelle wegschnappt. Wer daher nach Amerika geht und wird am Hafen zu Newyork gefragt, ob er schon Arbeit habe, der lüge ja nicht und sage: Ja! denn alsdann heißt es: Kehrt, Marich! Es ist anders als früher, wo man eine Zeit lang nachweisen mußte, daß man Arbeit habe; jetzt muß man zeigen, daß man keine habe. Der geneigte Leser thut am besten, er bleibt daheim. Denn z. B. auch die Landwirtschaft geht gar nicht mehr glänzend. Großkapitalisten kaufen große Ländereien zusammen, um sie teuer an die Farmer abzugeben. Daher rentiert der Boden nicht mehr und bereits stehen amerikanische Farmer in großer Zahl im Begriff — nach Südafrika auszuwandern! Wenn man das vor fünfzig Jahren gesagt hätte! In Amerika wachsen bekanntlich die Städte aus dem Erdboden wie Pilze. Da ist z. B. die neue Stadt Perry City. Die-

selbe hat es in den 5 Monaten ihres Bestehens auf 17000 Einwohner gebracht. Acht Tage nachdem das erste Blockhaus aufgeschlagen war, ließ sich der Zeitungsredakteur des zukünftigen Stadtblattes nieder, gleich darauf stand das Bankgebäude, das Hotel, die Pferdebahn. Das war früher gewöhnlich so. Jetzt aber hört man, manche Städte schrumpften ebenso rasch wieder zusammen. Merkwürdig ist, daß trotz der Arbeitslosigkeit die, welche Arbeit haben, noch zu Streiks aufgeleget sind. Der Leser wird wohl von dem Niesenanstand der Eisenbahnarbeiter gehört haben — in Amerika geht alles ins Enorme. Die Arbeiter des Eisenbahnwagenfabrikanten Pullmann in Chicago, der ein großer demokratischer Volksfreund, daneben aber der schamloseste Wucherer und Schänder ist, begnügten sich nicht damit, wegen Lohnerhöhung gegen ihren Arbeitsherrn zu meutern, sondern, entschlossen wie die Amerikaner sind, machten sie sogar den 22 Eisenbahnlinien, welche in Chicago münden und Wagen von Pullmann führen, den Betrieb unmöglich. Sie zündeten Bahnhofgebäude an, auch die noch stehen gebliebenen Bauten der Weltausstellung, zerstörten Geleise, Brücken, ließen auch einen Eisenbahnzug von einer Brücke hinabstürzen u. Einmal nahmen sie 250 Polizisten, die gegen sie ausgesendet waren, gefangen. In San Francisco brach ebenfalls ein großer Streik aus, auch an anderen Orten. Das sind böse Sachen. Große Unglücksfälle sind vorgekommen durch Waldbrände in Minnesota. Ganze Städte und Dörfer brannten nieder, etwa 1500 Menschen kamen um. Einmal rettete der Todesmunt und die Entschlossenheit eines Lokomotivführers 350 Menschen das Leben. Der ganze Zug wäre verbrannt, wenn nicht der Führer auf seinem Posten geblieben wäre und, selbst halbverbrannt, die Wagen bis an einen Sumpf gebracht hätte, wo dann die Reisenden sich im Wasser verkrochen, bis der ärgste Brand vorüber war. Dies geschah bei der Stadt Hinkley, und der Lokomotivführer ist auch ein braver Mann. Der Schaden, den die Waldbrände angerichtet haben, beträgt 12 Millionen Dollars ohne den Wert der Bäume selbst.

### Asien

hat einen richtigen, vorschrittsmäßigen Krieg erlebt. Die Japaner erklärten im Sommer 1894 an China den Krieg. Das will nun, wenn man die äußerliche Größe und Stärke beider Gegner betrachtet, soviel heißen, wie wenn ein Fuchs einem Elefanten Fehde ansetzt. Allein wenn dem Elefanten der Nüssel und die Beine eingeschlagen und unbrauchbar geworden sind, so kann schließlich auch ein kleiner Fuchs über ihn Herr werden. China ist ein Kolos, aber ein erstarbter, unbeweglicher, hilfloser. Das Reich hat 400 Millionen Einwohner, aber nicht für den hundertsten Teil Ordnung. Es geht alles drunter und drüber. Vor allem regiert in China der Unteroak, d. h. die frühere Frau Landesmutter. Als der Krieg ausbrach und sofort kein Geld da war, brachten die Gouverneure doch eine Liebesgabe von 40 Millionen Pfund zusammen — zur Feier des Geburtstages der alten Kaiserin. Alle Unten sind käuflich, auch die höchsten Generalsstellen. Wer General werden will, der kauft sich seinen Posten, nach vorheriger Ausrechnung des etwaigen Gewinnes in Prozent, wie man bei uns eine Apotheke kauft. Der General ist dann nicht nur Oberfeldherr, sondern auch Oberlieferant. Er erhält das Geld für alle Bedürfnisse seiner Armee von der Regierung, und er kann dann damit machen, was er will. Manche zahlen den Soldaten den Sold, manche nicht. Manche haben ihre



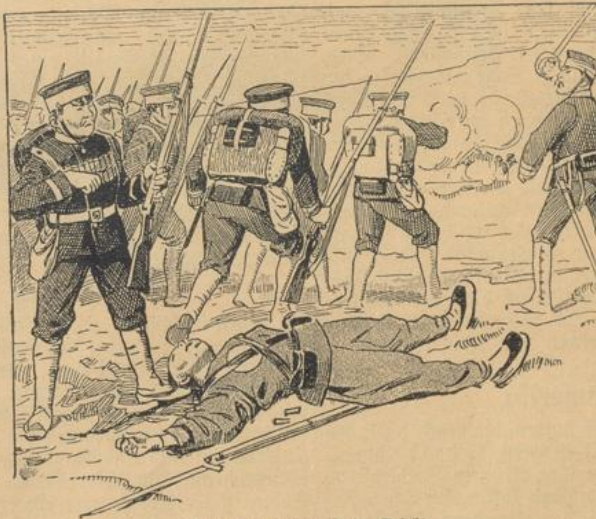
Armee vollzählig, manche nur auf dem Papier, in Wirklichkeit beträgt die Streitmacht bloß die Hälfte. Das Geld für die Fehlenden steckt Sr. Excellenz selbst ein. Ausbildung der meisten Truppen gleich Null. Alte, rostige Flinten, zum Teil ohne Kolben, Vorderlader, wie man sie im Siebenjährigen Krieg hatte. Die Soldaten stehlen, die Offiziere, die Generale, die Minister, alles stiehlt.

Da sind natürlich die Japaner andere Kerle. Sie haben nicht umsonst deutsche Erzieher in ihr Land gerufen und sich in europäischen Künsten unterrichten lassen. Ihre Armee, ihre Verwaltung, alles ist nach deutschem Muster geordnet. Japan stellt 80 Bataillone Infanterie, 20 Schwadronen, 42 Feldbatterien, 36 Festungskompagnien, 20 Pionierkompagnien, 14 Schwadronen Train, zusammen 71000 Mann im Frieden, 200000 Mann im Krieg. Dieses kleine Häuflein soll fechten gegen eine Nation von 400 Millionen Menschen! Aber Respekt vor den kleinen, flinken Japanern. Sie haben den Koloss umgeworfen, wie wir 1870/71 die grande nation. Nicht einen Siegf konnten die Chinesen gewinnen. Zwar haben sie es gemacht wie die Franzosen: Anfangs waren sie siegreich wie Marshall MacMahon. Die Japaner wurden stündlich ausgerottet, ihre Kriegsschiffe in Grund gebohrt. Auf einmal aber kam die Wahrheit in Gestalt der japanischen siegreichen Armee selbst. Jetzt lauteten die Berichte anders. Das gottlose Inselvolf hatte gesiegt über das himmlische Reich. Da konnte nur Verrat schuld sein. Der Marschall Bazaine — nein, der Vicekönig Li-Hung-Tschang hatte versäumt, die Japaner rechtzeitig auszurotten. Der Kaiser entzog ihm die gelbe Jacke und die Pfauenfeder und der arme Vicekönig mußte in Hemdsärmeln gehn, was einem Vicekönig nicht gut steht. Später hat er alles wieder bekommen; denn er war doch der geachtete der Chinesen, hat auch vor europäischem Wesen immer Respekt gehabt. Auch waren natürlich die vielen japanischen Spione schuld an den Niederlagen der Chinesen, ganz wie 1870 die Franzosen redeten. Daher nahmen die Postträger gegen die Fremden eine sehr drohende Haltung ein, weil sie jeden für einen Spion hielten. Genau wie 1870. Viele Europäer wurden mißhandelt. Die chinesischen Soldaten, nachdem sie vor den Japanern so tapfer davongelaufen waren, hatten destomehr Courage gegen arme Teufel von Koreanern, Europäern und

Missionaren. Es ist ein gemeines, abscheuliches, abergläubisches, feiges, blutdürstiges Gesindel in dem ungeheuren Reich. Die Japaner haben ihnen aber fürchterlich heimgeleuchtet. Sie schlugen die Chinesen entscheidend in der Schlacht bei Ping-Yang, am 18. September, hier sollen 16000 Köpfe gefangen, getötet oder verwundet worden sein. Die Generale liefen davon wie Hasen. Es kam vor, daß der Kommandeur die betreffende Stellung heimlich verlassen hatte, ehe nur der Feind davor erschien. Zu gleicher Zeit fast erfochten die Japaner noch einen Seesieg an der Yalu-Mündung, wobei die Chinesen übrigens besser gestanden haben sollen als zu Lande. Am 21. November eroberten die Japaner den ersten chinesischen Kriegshafen, Port-Arthur, im Februar Wei-hai-wi. Waib-au-Waib können die Chinesen sagen. Überall fast haben sich diese als feige Soldaten und sogar gegen die eigenen Landsteute bestialisch benommen. Der Hof in Peking, der zuerst großartige Siegesberichte ausgefreit hatte, verlor ganz den Kopf. Nach den entscheidenden Niederlagen befahl der Kaiser, 6 zweischneidige Schwerter zu schmieden und an die obersten Befehlshaber zu verteilen, damit diese jeden mit dem Schwert hinrichteten, der von Frieden mit Japan redet. Aber von Frieden mußte eben doch geredet werden, nachdem einmal die Japaner in bedenkliche Nähe zur Hauptstadt kamen. Nach längeren Verhandlungen kam so der Friede zuwege im April 1895. Die Japaner erhielten zugestanden: 200 Mill. Taels (1200 Mill. Mark) Kriegskostenentschädigung, Abtretung der Halbinsel Liao-Tong bis zum 40. Breitengrad, der Insel



Chinesische Feld-Artillerie



Japanische Infanterie im Gefecht.

Formosa und einiger kleinerer sowie der Pescadores-Inseln. Die Halbinsel Korea, um deren Besitz der Streit anging, wird unabhängig, d. h. von China, von Japan aber wohl kaum. Außerdem schließt Japan mit China einen Handelsvertrag ab, wodurch etwa die Hälfte der Einwohner Chinas dem japanischen und sonstigen auswärtigen Verkehr zugänglich gemacht wird. Der geneigte Leser freut sich vielleicht einstweilen über diesen Erfolg Japans. Solch ein geschicktes, tapferes, eunütziges Volk hat Zukunft. Allein wer weiß, ob es uns nicht zuviel Zukunft hat? Es ist davon schon oft die Rede gewesen, daß Japan unsere Kultur nur deshalb annehme, um mit ihrer Hilfe die Fremden aus Japan zu vertreiben, sich von Europa frei zu machen, ja sogar ganz Ostasien mit dieser Kultur zu erfüllen und dann dem Westen, auch



Europa, auf allen Gebieten die Wage zu halten. Wir sind ja seit den Tagen Attilas schon oft genug von den schließgängigen Mongolen bedroht gewesen. Es könnte nochmals etwas Derartiges kommen, wenn es Japan gelingt, das geschlagene China zu reformieren, wie es sich selbst reformiert hat. Wenn man auch nicht gerade gleich an einen Krieg denkt, so wäre es schon gefährlich genug, wenn die 400 Millionen Chinesen nur anfangen, mit Dampf und europäischen Maschinen zu arbeiten. Wie sollen die Industriestaaten Europas den Wettbewerb mit diesen Chinesen anhalten, die um 20 bis 30 Pfg. täglich arbeiten, und zwar sehr fleißig! Sie würden ganz Asien und wer weiß was sonst noch mit ihren Erzeugnissen bedecken und unsere Fabriken brotlos machen. In Amerika empfand man schon früher die chinesische Arbeitereinwanderung sehr lästig und für die Einheimischen gefährlich. Wehe, wenn diese ganze ungeheure Masse von spießbüchigen gelben Menschen einmal aus dem vieltausendjährigen Schlafe erwachte! Man könnte also gut thun, die Fortschritte der Japaner etwas zu beaufsichtigen, und in der That sind auch Deutschland, Frankreich und Rußland gemeinschaftlich vorgegangen und haben zu verschütten gewußt, daß sich Japan auf dem chinesischen Festlande festsetzt. Dieses mußte also die Halbinsel Kiao-Tong wieder den Chinesen überlassen. Hoffentlich wird auch ferner dafür gesorgt werden, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Mit diesem Kriegs- und Friedensbericht nimmt der sinkende Abschied vom geneigten Leser. Bei uns ist gottlob der Frieden erhalten geblieben, und auch der 1894er Neue hat die innere Ruhe nicht erheblich gestört. Er war zu sauer; man könnte ihn zwar nicht lacrymae Christi, aber lacrymae Petri nennen (Thranen Petri); denn wer davon trinkt, der geht hinaus und weint bitterlich. Der saure Wein, der kalte Winter, die geringen Brotpreise haben allenthalben eine etwas gedrückte Stimmung hervorgebracht. Bergeßt den Mut nicht und das Gottvertrauen. Sorgen müssen sein, sonst würde es uns Menschen zu wohl. Es wird schon auch wieder die Sonne scheinen und besser werden. Gott befohlen!

### Kloster Mariaberg.

In der Nähe der heiligen Stadt Aachen, wo die Windeln des Heilandes aufbewahrt werden, steht ein großes Kloster, Mariaberg, bewohnt von Alexianer-Brüdern. Dieses Kloster wird als Irrenhaus benutzt, als Heil- und Pflgeanstalt. Wie nun die Irren gepflegt und geheilt werden, das ist an den Tag gekommen: lieberliche Kost, schlechte Pflege, furchtbare Behandlung. Die Kranken wurden von den Brüdern mit dem großen Schlüsselbund auf den Kopf geschlagen, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten, mit Häuten geschlagen, auf dem Boden über Treppen und Gänge geschleift; einer, der Tobsuchtsanfalle hatte, starb sogar anscheinend an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen. Als schlimmste Tortur hatten die frommen Brüder folgendes erfunden: die Kranken wurden auf ein Brett geschnallt, so daß sie sich nicht mehr rühren konnten, und in eiskalte Wasser geworfen. Den Kopf drückten die Henker so lange ins Wasser, bis der Krante am Ersticken war, dann schnell den Kopf heraus. Hatte der Gefolterte wieder Atem gefaßt, alsdann wieder hinunter ins Wasser, und das so lange, bis man glaube, der arme Keel gebe drauf. Graufame Strafen wurden auch schon dann angewendet, wenn jemand das Verlangen kundgab, die Anstalt zu verlassen, denn die Alexianer, welche 660 Kranke „pflgehten“, wollten möglichst viele Patienten

haben und Geld verdienen. — Nun aber noch das Merkwürdigste. Diese Irrenanstalt diente zugleich als eine Art Gefängnis für katholische Geistliche, die aus irgend einem Grund ihrem Bischof gefährlich oder verdächtig erschienen. Wer wieder herauskam, konnte Gott danken. So hat ein schottischer Geistlicher, Namens Forbes, der zwar gelegentlich trank, aber geistig völlig gesund war, 39 Monate unter schändlicher Behandlung schmachten müssen, bis ein wackerer Mann, der Wirt Mellage aus Herlohn, ihn befreite. Der Bischof, der den ihm unbequemen Pfarrer hierher wies, wollte ihn hier unschädlich machen, nachdem eine belgische Anstalt dieses Henkramt abgelehnt. In England wäre so etwas ganz unmöglich, aber das deutsche Volk hat von jeher den Diener und Narren Roms machen müssen. Ja, es ist fein ausgeklügelt, die Geistlichen gerade in Irrenanstalten unterzubringen! Man könnte nun fragen: wie ist denn das alles möglich? Waren keine Ärzte da? Keine Revisoren? Die Antwort ist etwas heifel. Item, die beiden Anstaltsärzte haben sich um ihre Pflicht nicht gekümmert. Sie bezogen ihren Gehalt nach der Anzahl der Kranken, waren also mit einverstanden, wenn die Brüder ihre Patienten „mit faustkr Gewalt“ zurückhielten. Dann waren beide Ärzte samt den Staatsärzten, welche mitzureden hatten, sehr gut ultramontan. Es war eine schwarze Herrlichkeit. Der Geh. Sanitätsrat Kribben, auf dessen Gutachten hin Forbes zurückgehalten wurde, fand, es sei ein ethischer Defekt, also moralischer Fehlsinn, als katholischer Geistlicher etwas gegen katholische Einrichtungen wie diese Klöster zu thun! Und die Regierung? Schaute die nicht auch einmal nach? Sie ließ zwar die gesetzliche Revision abhalten, aber gründlich erfolgte diese nie. Man läßt sich eben durch den geistlichen Charakter solcher Anstalten täuschen und hält sich überhaupt seit der Beilegung des Kulturkampfes allem Katholischen gegenüber mit Vorliebe zurück.

Aber der Prozeß, der sich aus einer Anklage gegen den Wirt Mellage und Genossen wegen der Veröffentlichung einer Anzahl Zeitungsartikel und einer Broschüre entspann, und der acht Tage in Anspruch nahm, deckte die schauerlichen Zustände im Kloster vor aller Welt durch zahllose Zeugnisaussagen auf und zeigte deutlich, daß äußere Frömmigkeit mit der größten Unmenschlichkeit im Bunde stehen kann, wie auch, daß das vermeintliche Interesse der katholischen Kirche oft direkt zu den größten Grausamkeiten führt. Einzelne Brüder des Klosters, die, obwohl ganz ungebildete Leute, die höchsten Stellungen in ihm einnahmen, erwiesen sich als „Kaffen“ im allerschlimmsten Sinne des Wortes, da sie selbst vor dem Meineid nicht zurückbebtten. Der ehemalige Subrektor des Klosters, Bruder Heinrich, wurde denn auch nach Schluß des Prozesses verhaftet, die Anstalt aber durch Verfügung der Regierung geschlossen, während die Angeklagten, verteidigt durch die Rechtsanwältte Lenzmann und Niemeier, eine glänzende Freisprechung erlangten, da der Wahrheitsbeweis erbracht sei. Selbstverständlich hatte der Prozeß ungeheures Aufsehen erregt, und sein Ausgang bedeutete für den Ultramontanismus, besonders für die ultramontane Presse, die frech und gemein wie zumeist vorgegangen war, eine fürchterliche Niederlage. Aber auch die katholische Kirche, soweit sie „von dieser Welt“ ist, wird unter dem Prozeß schwer zu tragen haben; denn es ist wieder einmal erwiesen, daß sie Einrichtungen begünstigt, die dem Geiste christlicher Liebe und dem der Gegenwart keineswegs entsprechen.